

„Geld, Erfolg, Groupies!“

Stefanie Sargnagel über ihr neues Buch „Statusmeldungen“, den Erfolg und die rote Baskenmütze.

INTERVIEW: THOMAS TRENKLER FOTOS: RITA NEWMAN

Die Schriftstellerin und Zeichnerin Stefanie Sargnagel, 1986 geboren, polarisiert wie kaum jemand ihrer Generation: Für die einen ist das „Rotkäppchen“ mit der Baskenmütze ein rotes Tuch. Denn sie nehmen die feministische Autorin wörtlich. Dabei arbeitet Sargnagel, in Hernals aufgewachsen, nur mit Übertreibung und Überzeichnung. Für die anderen bringt die Wienerin, 2016 beim Bachmann-Wettbewerb mit dem Publikumspreis ausgezeichnet, das Lebensgefühl der Hipster-Generation auf den Punkt – mit ihren zum Teil banalen, zum Teil treffenden wie humoristischen Einträgen auf Facebook. Mittlerweile hat sie Deutschland erobert: Der dritte Band mit ihren Kurzkomentaren und Aphorismen, wieder eine Art Journal, erschien kürzlich unter dem Titel „Statusmeldungen“ im Rowohlt Verlag.

morgen: Sie heißen eigentlich Stefanie Sprengnagel. Wie kamen Sie zu Ihrem Pseudonym? Hat Ihre Mutter gemeint, Sie seien ihr Sargnagel?

Sargnagel: Nein, das hat meine Deutschlehrerin gesagt. Ich mach ja schon sehr lange Cartoons, und irgendwann hab ich „Sargnagel“ druntergeschrieben. In den Social Media hab ich das Pseudonym benutzt, weil ich auch über meine Jobs, etwa im Callcenter, schrieb – und für die Arbeitgeber nicht so einfach auffindbar sein wollte. Aber das war nicht gut überlegt oder so. Manchmal macht man eben unbewusst die Sachen richtig.

Ihre Leser wissen aufgrund Ihrer Statusmeldungen auf Facebook sehr viel über das, was Sie im letzten Jahrzehnt erlebt haben, aber wenig über die Zeit davor. Sie sind in Hernals aufgewachsen. Wie kamen Sie zur Kunst?

Eigentlich war immer schon klar, dass ich etwas Künstlerisch-Kreatives machen werde. Zeichnen war mein Lieblingsfach. Geschrieben hab ich nicht so viel, außer wenn ich musste – Schularbeiten und Aufsätze. Ich wollte Grafikerin werden, da kann man zeichnen und hat einen normalen Job. Aber das hat sich dann nicht so ergeben, weil ich das Gymnasium in der achten Klasse abgebrochen habe.

Warum denn?

Ich hab viel geschwänzt, im Achte-Klasse-Zeugnis hatte ich mehrere Fetzen. Und dann wurde mir von der Direktorin nahegelegt, nicht mehr dort die Klasse zu wiederholen. Ich wurde quasi rausgeworfen, was ich unfair fand. Denn ich war immer ganz nett. Und bis zur Achten hab ich es ja durchgedrückt. Ich hab mich dann in der Abendschule am Henriettenplatz angemeldet. Das war so ein bissl die Freak-Schule, wo alle hingehen, die im normalen Schulsystem gescheitert sind. Und dann hab ich mich relativ spontan an der Kunstuni beworben, weil ich nicht wusste, was ich sonst machen soll, und wurde genommen. Ich dachte mir: Super, ich kann sagen, ich studier jetzt, das beruhigt auch ein bissl die Familie, ich sand'1 nicht nur herum. Obwohl ich in Wirklichkeit dann eh nur herumgesandelt hab.

Sie wussten, dass Sie an der Akademie der bildenden Künste in die Klasse von Daniel Richter wollten?

An der Bildenden kann man sich allgemein bewerben – und wird dann von den Professoren ausgesucht. Das waren in meinem Fall die Amelie von Wulffen und der Daniel Richter. Ich hab mich für Daniel Richter entschieden, ohne genau zu wissen, wer das ist. Ich dachte, er sei Gerhard Richter und viel berühmter. Erst später hab ich gecheckt, dass Daniel Richter für relativ viel steht, was ich eigentlich mag, zum Beispiel Die Goldenen Zitronen. Ich war ein Fan der Band. Er hat auch immer begrüßt, dass meine Sachen humoristisch sind.

Sie hatten schon damals diesen Cartoon-artigen Zeichenstil?

Ja, so kritzelmäßig, mit kurzen Texten. Ich wollte lieber witzige Sachen zeichnen als Kunst-Kunst machen.

Wann haben Sie an der Akademie begonnen?

2006 oder so. Jedenfalls in dem Jahr, in dem Daniel Richter Professor wurde. Er übernahm die Klasse von Franz Graf, die in der Kunstszene einen argen Ruf hatte. Denn Franz Graf hatte relativ extreme Charaktere aufgenommen.

Wie kamen Sie mit ihnen zurecht?

Ich war naiv, kannte die Kunstszene noch nicht, war zu allen freundlich. Aber die haben mich ignoriert. Ich war dann von denen angewidert. Ich dachte mir, die Bildende-Kunst-Welt besteht aus lauter arroganten Arschlöchern. Aber die gab es speziell in dieser Klasse. Deswegen hab ich dort auch nur wenig gearbeitet. Es hat mich gehemmt, wenn rund um mich zehn andere sind. Ich hab mich beobachtet gefühlt. Und weil ich so gekritzelt hab, hab ich den Platz auch nicht gebraucht. Ich bin dort eher abgehangen, ein Bier trinken.

Und haben Sie studiert?

Nicht wirklich, auch weil ich gemerkt hab, dass ich mich nicht so sehr für kulturwissenschaftliche Vorlesungen interessier. Ich hab eher gesocialiset als Kurse besucht. Die waren teilweise um zehn am Vormittag. Ich mein, das war echt zu früh.

Ihre Eltern haben akzeptiert, dass Sie auf die Akademie gehen?

Ich kokettiere gerne damit, dass ich aus einer Arbeiterfamilie stamme, was auch stimmt, aber ich übertreib natürlich ein bisschen. Jedenfalls, wenn man aus einer Arbeiterfamilie stammt: Man wäre auch zufrieden gewesen, wenn ich eine Lehre beim BIPA gemacht hätte. Ich bin vor allem mit der Mutter aufgewachsen, sie war eher alleinerziehend und sehr tolerant. Mit 20 bin dann in die Gemeindebauwohnung, beantragt mit 16.

So früh schon?

Die Mutter sagte: Wenn du mit 20 eine Wohnung haben willst,





„Öffentliche Figur ist eh okay. Macht taugt mir. Weltherrschaft – warum nicht?“

musst du sie mit 16 beantragen. Denn man kriegt sie erst nach vier Jahren.

Sie schreiben aber öfter über Ihren Vater als über Ihre Mutter: Sie zitieren seinen Dialekt gerne wörtlich.

Er ist ein richtiger Hackler. Und er redet viel, das hab ich von ihm. Er hält extreme Monologe, aber die sind ganz lustig, weil er gute Geschichten erzählt. Jedes Mal lern ich neue Wiener Ausdrücke und Floskeln. Von ihm hab ich auch das Faible für Randfiguren, für Psychotiker im Kaffeehaus. Obwohl er schon ganz anders ist als ich. Aber wir beide gehen gern ins Café Weidinger.

In dem wir gerade sitzen. Die anderen malten auf der Akademie Ölbilder, aber Sie blieben Ihren Kritzeleien treu?

Ich war ein bisschen lost dort. Ich machte Fanzines, also selbst kodierte Hefte mit vielen Zeichnungen und wenig Text. Und ich hab gemerkt, dass die Leute meine Sachen mögen. Aber niemand lud mich zu Ausstellungen ein. Ich dachte mir: Shit, meine Zeichnungen werden nicht als bildende Kunst gelesen. Aber auch als Literatur werden sie nicht wahrgenommen, weil sie vielleicht zu witzig sind. Ja, was mach ich jetzt damit? Ich hab trotzdem mein Ding weitergemacht.

Sie schrieben nebenbei Ihre Einträge auf Facebook – noch ohne die Idee, dass diese Texte etwas Größeres werden könnten?

Genau. Ich dachte mir, vielleicht kann ich mal für eine Zeitung Cartoons machen. Aber vom Schreiben hab ich mir gar nichts erwartet. Das hab ich als Spaß gemacht. Und dann hat sich's so gut entwickelt, dass ich jetzt davon leben kann.

Wie haben Sie dann doch als Literatin Fuß fassen können?

Stefan Redelsteiner und Ilias Dahimène kannte ich schon länger. Sie hatten ein Musiklabel und wollten einen Verlag probieren. Sie fragten mich, ob ich nicht meine Facebook-Sachen bei ihnen publizieren möchte. Dann haben wir eben das erste Buch gemacht, „Binge Living“. Es hat recht gut funktioniert. Und ein Jahr später haben wir ein zweites gemacht, „Fitness“. Sie wurden vom Literaturbetrieb zunächst nicht akzeptiert. Die allerersten Lesungen hatte ich daher in Kunstinstitutionen.

In „Binge Living“ ist zu lesen: „21. 5. 2009 Ich starte jetzt meine Schriftstellerkarriere, indem ich das Worddokument öffne.“ Unmittelbar danach: „21. 5. 2009 Ich beende meine Schriftstellerkarriere.“ Der Band heißt im Untertitel „Callcenter-Monologe“, denn Sie arbeiteten bei der Rufnummernauskunft. Warum?

Mein Problem war, dass ich zu manchen Jobs schon nach kurzer Zeit nicht mehr hingegangen bin. Aber das Callcenter war wirklich gemütlich. Rufnummernbeauskunft ist nicht sehr schwer, da kann man nebenbei auch andere Sachen machen. Ich war richtig stolz, dass ich es geschafft hab, vier Jahre hinzugehen.

Haben Sie sich auch in Wirklichkeit als Steffi Fröhlich vorgestellt?

Nein, nur im Buch. Ich dachte mir: Falls es sich doch gut verkauft, möchte ich nicht, dass mich Leute, die im Callcenter anrufen, erkennen. Im Callcenter hab ich einen anderen Namen benutzt, Stefanie Springer. Den Namen Fröhlich fand ich irgendwie gut. Weil es im Callcenter so trist war.

Haben Sie Ihre Einträge vor der Veröffentlichung bearbeitet? Oder ist alles authentisch?



„Ich mache Humor – egal in welcher Form. Und das wird immer passen.“

Die Sachen leben davon, dass ich ausspreche, was man nicht auszusprechen wagt. Es gab aber nichts, das mir in Nachhinein peinlich gewesen wäre. Denn vieles ist ironisiert oder satirisch überhöht. Aber natürlich ist nicht alles, was ich auf Facebook schreibe, kreativ. Für die Bücher hab ich schon die Sachen rausgesucht, die ich passend fand. Und manchmal formuliere ich sie auch um. Denn ich tippe die Texte oft sehr schnell rein – und denke mir dann, dass ich es schöner formulieren könnte.

Am 14. 8. 2015 notierten Sie: „Pessimismus ist wesentlich empfehlenswerter als Optimismus. Man wird viel öfter positiv überrascht und ist im schlimmsten Fall auch nicht enttäuscht.“ Viele Ihrer Kürzestexte könnte man als Aphorismen bezeichnen. Ja, das seh ich auch so.

Ein durchgehendes Motiv ist der Hang zur Depression. Zum Beispiel: „Bis auf die täglichen Suizidgedanken bin ich ein sehr glücklicher Mensch.“ Tatsächlich?

Bei mir hat alles einen echten Kern, aber humoristisch überzeichnet. Ich übertreibe. Ich bin nicht schwer depressiv, habe aber schon einen Hang zum Melancholischen. So eine leichte Verstimmung öffnet mitunter auch den Blick. Eben weil man dünnhäutiger ist.

Sie haben jetzt einen großen deutschen Verlag. Ihr Leben muss sich in den letzten zwei Jahren ziemlich geändert haben. Ich hab einfach mehr Geld.

Statt dem Callcenter-Job haben Sie bei Rowohlt einen Betreuer. Das ist angenehm. Schon bei „Fitness“ gab es relativ viel Medienaufmerksamkeit. Ich hab, glaub ich, 80 Interviews gegeben. Nun

macht der Verlag die Termine aus. Das ist echt eine Entlastung. Umgekehrt: Früher konnte ich alles selber gestalten. Rowohlt hat mir viele Freiheiten gelassen, aber über Cover und Titel musste ich diskutieren.

Inwiefern? Das Buch ziert eine Zeichnung von Ihnen.

Ich wollte es eigentlich „Stress“ oder „Tabletten“ nennen. Aber sie meinten bei Rowohlt, dass diese Wörter schwierig seien. Das Buch würde dann vielleicht bei den Lebensratgebern eingeordnet werden. Und dann haben sie „Statusmeldungen“ vorgeschlagen. Ich finde ihn nicht super, aber ich hab nichts dagegen. Mir ist auch keine bessere Alternative eingefallen. Die ersten Covervorschläge fand ich sehr schrecklich, jetzt haben wir einen guten Kompromiss gefunden.

Das Buch behandelt den Zeitraum von Juli 2015 bis Februar 2017. Das Wettlesen beim Bachmannpreis im Juli 2016 geht in Ihren Aufzeichnungen sehr unspektakulär über die Bühne. Wenn man dort ist, ist es eben nicht so mächtig. Die Leute gehen auch ganz nett miteinander um. Ich war als Allererste dran mit der Lesung. Und dann war ich fast nur mehr im Hotelzimmer und wollte nix mehr wissen von der Welt. Ich dachte mir: Jetzt ist das Arbeitsjahr quasi abgeschlossen. Deswegen hab ich mich da auch nicht so abgearbeitet.

Sie gewannen den Publikumspreis und waren daher heuer Stadtschreiberin in Klagenfurt. Das haben Sie sich wirklich angetan? Ja. Ich hatte es mir eher schrecklich vorgestellt. Aber es war total gemütlich. Spazierengehen find ich super, in zehn Minuten ist man im Wald. Und auf der Straße wurde ich oft sehr freundlich angesprochen: „Sie sind doch die Stadtschreiberin.“

Sie arbeiteten tatsächlich als Stadtschreiberin. Denn in Ihrem neuen Buch gibt es etliche Klagenfurt-Passagen.
Ich hab nebenbei viel über Klagenfurt geschrieben. Einen Zweitwohnsitz in einem Urlaubsort zu haben, ist gar nicht so schlecht.

Sie erwähnen auch die Reportage über die Bayreuther Festspiele für „Die Zeit“. Haben Sie wirklich für eine Abo-Kündigungswelle gesorgt?

Ich wollte nicht so eine Entrüstung auslösen. Ich bin oft überrascht, wie sehr die Dinge provozieren, die ich eigentlich mit einer gewissen Selbstironie schreibe. Denn das hat ja durchaus etwas Selbstironisches, wenn ich nur über das Buffet schreibe – eben weil ich nicht sehr musikalisch bin und mit Oper nicht viel anfangen kann. Mir tat es richtig leid, dass 80-jährige Menschen teilweise handschriftlich ihr Zeitungsabo gekündigt haben.

Wird „Die Zeit“ Ihnen einen weiteren Auftrag erteilen?

Ich glaub schon. Die haben sich ganz sicher keine Opernkritik erwartet. Sie wussten ja, wen sie nach Bayreuth schicken.

In Ihrem Text für den Bachmannpreis, „Penne vom Kika“, heißt es: „Mit jedem Satz, den ich für Bezahlung schreibe, erlischt in mir ein kleiner, lieber Stern.“ Und mit jedem Euro, den die Ich-Erzählerin verdient, „wird mein inneres Poesievögelchen schwächer“.

Das Wort ist eigentlich sehr kitschig. Ich merkte, dass in den Phasen, wo ich ständig auf Lesetour bin oder viele Termine hab, keine guten Texte zustande kommen, denn da erlebt man nichts Besonderes. Und ich bin immer extrem gestresst, wenn ich essayistisch ins Nichts schwafeln soll. Angebote für eine Kolumne lehne ich daher immer ab. Reportagen hingegen, also Erlebnis-aufsätze, mache ich ganz gerne.

Über private Angelegenheiten schreiben Sie fast nichts mehr.

Eben weil ich so öffentlich bin. In den ersten Jahren habe ich ins Internet Texte gestellt, die vor allem meine Freunde gelesen haben. Da habe ich viel über die Familie geschrieben. Aber das mach ich nicht mehr. Weil man ein bisschen gehemmt ist, wenn man weiß, dass das viele fremde Menschen lesen. Das Lustige am Schreiben ist ja, wenn man ganz ehrlich schreibt – und das niederschreibt, was man sich eigentlich nur denkt. Aber sobald ich das Gefühl habe, dass Leute das, was ich über sie schreibe, lesen könnten, schreibe ich nicht mehr gerne über sie. Da ist man netter und höflicher. Aber dann ist der Text viel fader.

Haben Sie schon Freundschaften verloren aufgrund Ihrer Offenherzigkeit?

Nein. Ich schreib ja nicht über Leute, wenn sie es nicht wollen. Meinen Freund, eigentlich Ex-Freund, hab ich immer gefragt. Für den ist es okay, wenn ich über ihn schreibe.

In Ihrem neuen Buch erfährt man sehr wenig über den Urlaub in Marokko zu Beginn dieses Jahres.

Ich war eben mit Freundinnen unterwegs, da erzähl ich dann auch nicht so viel.

Zusammen mit Lydia Haider und Maria Hofer schrieben Sie ein Gemeinschaftstagebuch, das von der Boulevardpresse skandalisiert wurde. Denn in einem Ihrer Einträge meinten Sie, dass „Lydia“ Vegetarierin sei – nicht, weil sie Tiere liebe, sondern zu tiefst hasse: „Heute hat sie eine Babykatze zur Seite getreten ...“ Haben die heftigen Reaktionen Sie erschüttert?

Schon. Denn der Reisebericht war längst im „Standard“ veröffentlicht, das Leserforum hatte sich daran abgearbeitet. Und dann, Wochen später, gab es die große Aufregung. Ich hatte den Eindruck, dass das von „Krone“ und FPÖ ganz bewusst skandalisiert wurde, um viele Klick-Zahlen zu generieren. Denn so arg war der Text auch wieder nicht. Selbst sehr ungebildete Menschen müssten checken, dass wir keine Katzen töten. Sie schauen ja auch Sit-Coms, in denen ununterbrochen mit Übertreibung gearbeitet wird. Ich glaube, die Leute wollten es falsch verstehen.

Für Erregung sorgt zudem die Burschenschaft „Hysteria“, der Sie Ihr neues Buch gewidmet haben. Was genau ist das Besondere?

Wir sind die älteste Burschenschaft Österreichs und wollen das Matriarchat wieder aufleben lassen. Die moderneren Burschenschaften, also die mit Männern, sind eine Verwahrlosung der Idee der matriarchalen Burschenschaft. Sie sind ein kulturelles Missverständnis. Den Bereich des Mannes sehen wir eher im Privaten, im Häuslichen. Eine Burschenschaft zu haben, die sehr loyal ist: Das ist super, wenn man, so wie ich, allein in der Öffentlichkeit steht.

Wie geht es Ihnen derzeit als öffentliche Figur?

Eh okay. Am Anfang war es schon ein bisschen viel. Aber ich hab gemerkt: Macht taugt mir. Weltherrschaft – warum nicht?

Ihre Trademark ist Ihre rote Baskenmütze. Wann und wie sind Sie zu ihr gekommen?

Die hab ich schon sehr lang, vielleicht seit ich 16 bin. Eine Freundin hat sie mir geborgt, ich hab sie quasi in Besitz genommen, weil sie mir gut gefallen hat. Irgendwann hab ich sie verloren, und dann hab ich mir halt eine neue gekauft.

Die wievielte tragen Sie heute?

Keine Ahnung. Aber seit ich nicht mehr so viel trinke, verliere ich sie auch nicht mehr so oft.

Wie soll es in Ihrem Leben weitergehen?

Geld! Erfolg! Groupies! Ich denk aber nicht daran, was in zehn Jahren sein wird. Dass ich im Internet über mein Leben erzähl – für ein Publikum, das es lustig findet: Das werde ich immer machen. Aber jetzt möchte ich schauen, dass ich Freizeit hab. Denn im letzten Jahr hab ich wirklich viel gearbeitet.

Haben Sie die Angst, dass es einmal vorbei sein könnte?

Das werde ich immer wieder gefragt. Aber ich hab die Angst erst, seit ich das immer wieder gefragt werde. Ich mache Humor – egal in welcher Form. Und das wird immer passen. Da bin ich recht unbekümmert. Vielleicht werden es nicht Bücher sein, sondern zum Beispiel Animationsvideos. Vielleicht ergeben sich also andere Formen. Aber es wird immer humoristisch sein. Denn das mach ich am liebsten.



SARGNAGEL LESEN

Stefanie Sargnagels neues Buch „Statusmeldungen“ ist vor Kurzem im Rowohlt Verlag erschienen. Hardcover (304 Seiten): € 19,95, als e-Book € 16,99. Mehr zu lesen gibt es auf der Website der Autorin: www.stefaniesargnagel.tumblr.com

morgen

MITSPIELEN & GEWINNEN



Der morgen verlost 3 Mal 2 Karten für das 58. Schlosskonzert „Begegnung mit den Nachbarn“ am 18. September 2017 auf Schloss Ruegers. Es spielen das Aron Streichquartett Wien und das PhilHarmonia Octet Prague Werke von Mozart, Beethoven und Haydn.

Die Gewinnfrage:

Einer der drei Komponisten, deren Werke beim Schlosskonzert „Begegnung mit den Nachbarn“ aufgeführt werden, wurde in Niederösterreich geboren:

- A) Haydn
- B) Beethoven
- C) Mozart

An der Verlosung nehmen alle Einsendungen mit der richtigen Antwort auf die Gewinnfrage teil, die bis 25. August 2017 beim morgen eingetroffen sind (per Postkarte an Redaktion

morgen

Herrengasse 13, 1010 Wien, per Fax an 01/533 81 31 oder per E-Mail an office@morgen.at, Stichwort „Schlosskonzert“). Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Postadresse und Telefonnummer anzugeben.

Die Gewinner werden schriftlich verständigt, der Rechtsweg ist ausgeschlossen.